

III.

Die Gefangenen.

Eine Begebenheit aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

1.

Das Abendlied.

In einem Dorfe des damaligen Kurfürstenthums Sachsen war eines Abends das Wirthshaus voll ländlicher Gäste. Einige spielten um Kupferpfennige; andere, unter welchen sich der staatskluge Schulmeister befand, vertheilten goldene Scepter und Kronen. Der Wirth, mit dem zahlreichen Zuspruch sehr zufrieden, ging von Tisch zu Tisch, um seinen Gästen gleichsam den Hof zu machen, und sie durch sein freundliches Gesicht zu fleißiger Wiederholung ihres Besuches einzuladen. Hier sah er in die Karte und jubelte über ein gewonnenes Spiel; dort trat er zu den politischen Kannengießern, neigte sein Ohr zu ihrem Geschwätz, und lobte ihre Weisheit. Dann setzte er sich, von dieser Wanderung ermüdet, in seinen breiten Armstuhl und nickte.

So war die achte Stunde herangekommen. Da erklang

draußen vor dem Fenster der Ton einer Leier, und eine jugendliche Stimme sang folgendes Lied:

Seyd mir begrüßt, ihr Sterne,
Ihr meines Sehns Ziel!
Ihr lehrt aus weiter Ferne
Des Guten mich so viel!

Am hohen Himmelsbogen
Ist ewig euer Stand,
Doch sehet ihr gewogen
Herab auf Stadt und Land.

Den Pilger, der im Dunkeln
Sich einem Irrweg naht,
Den leitet Euer Funkeln
Auf seinen rechten Pfad.

O, zeigte man doch Allen,
Die hier, bethört von Wahn,
Des Irrthums Straße wallen,
So sanft der Wahrheit Bahn!

Wann hinter Wolkenwänden
Sich euer Glanz verlor,
Dringt ihr, uns Licht zu senden,
Bald wieder mild hervor.

Des Schicksals Wolken scheiden
Vom Glück auch Manchen hier;
Er wünscht, aus trüben Leiden
Hervorzugehn, wie ihr.

Hell werde doch dem Armen
Sein dunkler Erdenlauf;
Sonst heb' ihn aus Erbarmen
Der Herr zu euch hinauf!

2.

Der Schenkwirth.

„Wer gibt uns das Virum-Larum zu hören?“ sagte der aufwachende Wirth. „Gewiß Bagabunden, die eine Herberge suchen. Ich werde dem Gesindel scharf auf den Zahn fühlen.“

Jetzt ward bescheiden an die Thür geklopft. Der Wirth blähte sich auf seinem ledernen Throne und rief mit barscher Stimme: „Herein!“

Ein ansehnlicher, doch ärmlich gekleideter Mann, eine wohlgebildete Frau und ein freundlicher Knabe traten grüßend in die Stube. Jener trug eine Zauberlaterne, dieser eine Drehorgel.

„Was ist Euer Begehr?“ fragte der Wirth.

„Wir bitten um ein Nachtlager!“ antwortete der Mann mit einem feinen und höflichen Tone.

Aber unfreundlich und gebieterisch sagte der Wirth: „Zeigt Euren Paß!“

„Leider haben wir keinen!“ erwiderte der Fremdling. „Wir wurden vorgestern im Walde von drei Männern angefallen und erschrecken nicht wenig. Aber einer der Strauchdiebe sagte: Wir sehen, daß nicht viel bei Euch zu holen ist; darum wollen wir uns mit Eurem Rocke begnügen. — Froh, so wohlfeil davon zu kommen, zog ich ihn geschwind aus; sie rissen ihn mir aus der Hand und eilten von dannen. Kaum waren sie im Walde verschwunden, so fiel mir ein, daß sich mein Paß in der Tasche des geraubten Rockes befand. Ich lief den Räubern nach, aber sie waren schon über alle Berge. Zum Glück hatten sie mir die Weste, und darin einige Thaler gelassen, wovon

ich mir sogleich in der nächsten Stadt wieder einen Rock kaufte.“

„Ein sauberes Mährlein!“ sagte der Wirth, und schob lachend seine Nachtmütze von einem Ohre zum andern. „Mir will's nicht in den Kopf, und der Herr Amtmann, zu dem die Reise morgen früh geht, wird sich wohl auch keinen blauen Dunst vormachen lassen.“

„Ich hoffe, einen billigen Richter zu finden;“ entgegnete der Fremdling mit Sanftmuth.

3.

Demüthigung.

„Röse!“ rief der Wirth seiner Tochter zu: „Ist der Stall, den wir gewöhnlich zum Gewahrsam solcher Landläufer brauchen, in gehöriger Ordnung?“

„Lieber Vater!“ sagte das Mädchen: „Denkt doch heute nicht an den häßlichen Stall! Der ist keine Wohnung für Menschen, am wenigsten für diese, die gar nicht verdächtig aussehen, und denen wohl zu glauben ist, daß sie das erzählte Unglück gehabt haben. Ihr könnt ihnen ja für diese Nacht das Kämmerchen oben einräumen. Sie werden wie andere Reisende dafür bezahlen; und wären sie's nicht im Stande, so gebt's ihnen um Gottes willen!“

„Ich bezahle gern;“ fiel der Fremdling ein. „Sollte der Herr Wirth aber besorgen, daß wir entweichen möchten, so kann eine Wache vor die Thür gestellt werden.“

„Nu, meinetwegen!“ rief der Wirth. „Ich will Gnade für Recht ergehen lassen. Deffnet uns nun aber auch euren Karitätskasten, und du, Junge, sing' und leire dazu!“

„Verzeiht, wir sind müde und sehnen uns nach Ruhe;“

erwiederte der Fremde. „Erlaubt, daß wir uns in das Kämmerchen begeben.“

„Nein, in den Stall!“ donnerte der Wirth. „Wenn so ein Mensch, der sich ohne Paß umbertreibt, eine ehrbare Gesellschaft nicht belustigen will, so gebührt ihm kein besseres Quartier.“

„Wir müssen uns alles gefallen lassen;“ versetzte Jener mit Gleichmuth. „Ich werde mich aber bei dem Herrn Amtmann über diese Mißhandlung beklagen, und verspreche mir Genugthuung.“

Diese Drohung erschreckte den Ungeschliffenen, weil ihm der Amtmann schon mehrmals sein unartiges Betragen gegen Reisende nachdrücklich verwiesen hatte. Er befahl seiner Tochter, die Fremden hinauf in die Kammer zu führen, und sie auf Verlangen mit Speise und Trank zu versorgen.

4.

Der Amtmann.

Eine Meile von dem Dorfe, wo das Erzählte geschah, wohnte der Amtmann Siegfried auf einem alterthümlichen Schlosse, das von einer felsigen Höhe herab das nahe Städtchen überblickte. Des Schlosses Umgebungen waren anmuthig. Links erhob sich ein hoher, mit Bäumen und Getreide bewachsener Berg; vorn rieselte ein Bach die Ringmauer des Schlosses entlang und am Fuße des Berges vorbei; jenseit des Baches, im Angesicht des Schlosses, blühte ein großer, wie ein Amphitheater sich erhebender Lustgarten; und zur rechten Seite der alten Burg lagen Häuser und Hütten der Vorstadt, von Wiesen und Gärten umgeben.

Der Amtmann ging, sein Morgenpfeifchen rauchend, im Zimmer auf und ab, und sah, als er einmal durch's Fenster blickte, die Gefangenen, von bewaffneten Bauern umringt, ankommen. „Da bringt man Arrestanten!“ sprach er kaltblütig, weil dergleichen Gäste keine Seltenheit waren.

Seine beiden Kinder, Ferdinand und Luise, sprangen und riefen einstimmig: „Die armen Leute! Sie sehen gar nicht wie Verbrecher aus; sie haben gewiß nichts Böses gethan!“

„Das wird sich ausweisen;“ sagte der Vater. „Es ist recht und billig, jeden Menschen so lange für gut und wacker zu halten, als das Gegentheil nicht erwiesen ist. Aber ein Richter muß oft, seinem Herzen entgegen, manchem unschuldigen Manne Vergehungen beimessen, von welchen ihm nur ein Schatten der Möglichkeit vorschwebt. Darum war es das widrigste Geschäft meines Lebens, daß ich in frühern Jahren einige Mal die nun, der Vernunft sey Dank! abgeschaffte Folter veranstalten und dabei gegenwärtig seyn mußte.“

5.

Gutherzigkeit.

Jetzt ließ der Gerichtschöppe, der die Gefangenen begleitet hatte, um Gehör bitten, und ward vorgelassen. Er übergab einen von dem Gastwirth, der zugleich Dorfrichter war, erstatteten schriftlichen Bericht.

Der Amtmann begann zu lesen, schüttelte jedoch bald den Kopf und sagte: „Es ist ein wahrer Jammer, wenn jemand, der Buchstaben zu schreiben glaubt, nichts als Krähenfüße zu Papier bringt. Deutlichkeit ist jeder Handschrift erstes Gesetz. Euer Schulz aber schreibt lauter Räthsel.“

Da schickt er mir ein Wischiwaschi von Straßenräubern, Guckkasten und Leiern, woraus man nicht klug werden kann. Haben denn die Gefangenen einen Straßenraub begangen?“

„Nein, hochedler Herr Amtmann!“ antwortete der Schöppe. „Ihr Paß ist ihnen von Straßenräubern abgenommen worden. So sagen sie wenigstens. Und wegen Mangel des Passes werden sie pflichtschuldigster Maßen dem hochlöblichen Amte zur Untersuchung überliefert.“

„Ich freue mich, daß die Sache nicht so schlimm ist, als sie schien,“ sagte der Amtmann.

„Mit Dero Wohlnehmen, halte ich selbst die Leute für kein loses Gesindel;“ fuhr der Schöppe fort. „Sie scheinen ein gutes Gewissen zu haben und verrathen keine Angst. Im Gegentheil, als unser Dorfrichter, nach seiner Art, mit etwas harten Redensarten um sich warf und mit der Strenge des löblichen Amtes drohte, sagte der Gefangene ganz gelassen: er hoffe an dem Herrn Amtmann einen billigen Richter zu finden.“

„Das soll er!“ sprach Siegfried. „Uebergibt indessen die Gefangenen dem Amtsdienner, und sagt ihm in meinem Namen: er solle sie vor der Hand in die neue, für anständige Personen eingerichtete Gefängnißstube bringen.“

Der Schöppe trat ab; die Kinder stürzten auf den Vater zu, küßten seine Hand und dankten ihm für die milde Anordnung.

Auch seine Gattin, die besonders gegen die gefangene Frau und den Knaben viel Mitleiden empfand, lobte sein menschenfreundliches Verfahren, und erbat sich, um auch ein gutes Werk an den Bedrängten zu thun, die Erlaubniß, ihnen Mittagessen zu schicken. Er genehmigte das

gern, kleidete sich an und begab sich in die Amtsstube. Die Kinder gingen zu ihrem Hauslehrer. Der Knabe war zwölf Jahre alt; das Mädchen zwei Jahre jünger.

6.

Die Aussage.

Herr Siegfried pflegte nicht mit den Seinigen von Amtsgeschäften zu sprechen; da sie aber insgesammt an den Gefangenen viel Antheil nahmen, so war er bei der Mittagsmahlzeit so gefällig, ihnen mitzutheilen, was jene bei dem Verhöre ausgesagt hatten.

„Der Mann nennt sich Joachim Werner und ist aus dem Herzogthum * * gebürtig. Er besaß dort in einem Städtchen ein Haus, und nährte sich, wie sein verstorbener Vater, als Rothhändler und Thierarzt. Diese Erwerbzweige trugen ihm in der letzten Zeit wenig Früchte, weil sich ein Anderer, der gleiche Geschäfte betrieb, in derselben Stadt niedergelassen hatte. Werner beschloß deshalb, seinen Wohnort zu verändern und sich nach Sachsen zu wenden. Er verkaufte sein Haus und zog mit Frau und Sohn von dannen. Unter Weges wollte er nicht ganz müßig seyn; darum nahm er eine Zauberlaterne auf den Rücken und gab seinem Sohne eine Drehorgel in die Hand. Beide Stücke hatten sich in der Verlassenschaft seines Vaters gefunden. Er zauberte nun in den meisten Gasthäusern, wo er einkehrte, Bilder an die Wand, der Knabe spielte und sang, und sie gewannen damit Kost und Nachtlager. So legte er ohne den geringsten Unfall siebzig bis achtzig Meilen zurück. Vorgestern aber ward er in einem Walde von drei bewaffneten Räubern angefallen. Sie nahmen ihm nichts als sei-

nen Rock; doch war dieser Verlust deswegen bedeutend, weil er zugleich den in der Rocktasche aufbewahrten, ihm in seiner vorigen Wohnstadt ausgefertigten Reisepaß einbüßte. Dieser Mangel veranlaßte seine Verhaftung.“

„Der arme Mann ist zu bedauern;“ sagte die Amtmännin. „Seine Aussage ist so einfach und natürlich, daß sie kein unwahrscheinliches Wort enthält.“

„Dieser Meynung bin ich selbst;“ erwiderte Siegfried. „Hätt' ich freie Hand, ich bedächte mich keinen Augenblick, der wandernden Familie einen neuen Paß auszufertigen und sie damit zu entlassen. Aber Gesetz und Verfassung gebieten mir, bei dem Magistrate der Stadt, wo Werner vormals wohnte, Erkundigung einzuziehen, ob sich alles so verhält, wie er es aussagte.“

7.

Die guten Kinder.

„Ach, Himmel!“ fiel Ferdinand ein: „der Weg ist weit; die Posten gehen langsam; da kann wohl die Antwort einen Monat ausbleiben.“

„Benigstens!“ antwortete der Vater. „Und ist vielleicht der dortige Magistrat gewohnt, in seinen Geschäften etwas saumselig zu seyn, so mögen wir sechs Wochen oder gar zwei Monate harren.“

„Und so lange sollen die guten Menschen gefangen sitzen?“ fragte Luise mit Behmuth.

„Das kann ich nicht ändern, mein Kind!“ antwortete der Vater. „Man weiß ja noch nicht, ob sich ihre Aussage bestätigen wird.“

„O gewiß, gewiß!“ riefen die Geschwister.

„Ich habe schon gesagt, daß mir die Gefangenen ganz

unverdächtig scheinen!“ fuhr der Vater fort. „Auch ihr anständiges Betragen und ihre gebildete Sprache haben mich ganz für sie eingenommen. Darum will ich der Frau und dem Knaben erlauben, vom Morgen bis zum Abend der Freiheit zu genießen und nach Gefallen spazieren zu gehen.“

„Ja, liebes Väterchen, ja!“ frohlockte Luise, und Ferdinand sprang vom Tische nach der Thür.

„Wohin? wohin?“ rief der Vater.

„Ich will's dem Amtsdienere sagen, daß er Mutter und Sohn in Freiheit setzen soll.“

„Laß das, mein Sohn! Er möchte dir vielleicht nicht glauben, und das würde dich beschämen. Ich selbst will es ihm nach Tische befehlen.“

Die Kinder waren damit zufrieden, ermahnten aber den Vater recht ernstlich, die Sache nicht zu vergessen.

Die Amtmännin nahm einige Minuten lang keinen Antheil an dem Gespräche, war aber indessen nicht unthätig. Sie theilte von dem Braten, der auf dem Tische stand, für die Gefangenen so ansehnlich ab, daß ihr Gatte durch Lächeln und sanftes Kopfschütteln zu verstehen gab: die Spende sey gar zu reichlich. Die Wohlthäterin nahm aber von der kleinen, hoch gehäuften Schüssel nichts zurück: denn ob sie gleich eine sehr wirthliche Hausfrau und erklärte Feindin aller Verschwendung war, so zeigte sie doch stets, wenn sie Armen und Bedrängten beistehen konnte, eine edelmüthige Freigebigkeit.

8.

Die Bürgschaft.

Der Amtmann hielt nach Tische sein Wort. Er ordnete die beschlossene Freilassung der Mutter und des Sohnes an.

Eine halbe Stunde nachher ließ Werner um Gehör bitten. Es ward ihm zugestanden.

Er dankte mit den herzlichsten Worten für die Wohlthat, die seiner Familie wiederfahren war, zog dann einen schweren Beutel aus der Tasche und sagte: „Hier übergebe ich Ihnen, als Bürgschaft für Frau und Sohn, zweihundert Louisd'or, die mir von dem Verkauf meiner Besitzungen übrig blieben. Sie waren in meiner magischen Laterne so geheim verwahrt, daß sie nicht gefunden werden konnten, wenn man nicht den ganzen Kasten zerschlagen hätte. Aber in Ihren Händen, Herr Amtmann, ist mein kleiner Schatz noch besser aufgehoben. Nehmen Sie ihn gefällig in Verwahrung, bis ich gerechtfertiget von hier scheide.“

Der Amtmann genehmigte diesen Antrag, weil es ohnedieß gesetzlich war, einem Gefangenen nicht den freien Gebrauch einer so bedeutenden Summe zu überlassen. Er erklärte nachher dem Fremden, daß es auch ihm, zur Erhaltung seiner Gesundheit, gestattet seyn solle, sich täglich einige Stunden in der freien Luft zu bewegen. Werner lehnte dieses Anerbieten dankbar ab. „Wollen Sie mir aber,“ setzte er hinzu, „ein belehrendes und unterhaltendes Buch aus Ihrer Bibliothek zukommen lassen, so werden Sie mich Ihnen ungemein damit verbinden.“

„Von einer Bibliothek ist bei mir nicht die Rede;“ sagte der Amtmann. „Ich besitze bloß die nöthigen Bücher meines Fachs, überdieß noch Gellerts und Rabeners Schriften und einige Sammlungen guter Kanzelreden.“

Eine solche Sammlung erbat sich Werner. Der Amtmann versprach, sie ihm zu senden, und entließ ihn freundlich.

9.

Bekanntschaft.

Gegen Abend umwandelten Ferdinand und Luise das Schloß, um dem jungen Werner, den sie gleich beim ersten Anblick lieb gewonnen hatten, irgendwo zu begegnen. Sie wollten ihn anreden und prüfen, ob sein Betragen eben so fein und angenehm als seine Gestalt sey. Bald darauf sahen sie ihn, sehr reinlich gekleidet, mit seiner Mutter aus der Wohnung des Amtsdieners her austreten. Die Fremden bemerkten, daß sie von den Geschwistern beobachtet wurden; da sie aber nicht wußten, daß es die Kinder des Amtmanns waren, so gingen sie mit gewöhnlicher Begrüßung vorüber, und jene scheuten sich, in Gegenwart der Mutter, deren gebildetes Ansehen ihrer geringen Kleidung widersprach, eine Unterhaltung mit dem Knaben zu beginnen.

Des folgenden Tages gelang es ihnen besser. Der kleine Fremdling erschien allein. Ferdinand lief auf ihn zu und sagte: „Guten Abend! Was machst du? wie gefällt dir diese Gegend?“

Werner sah ihn mit großen Augen an und antwortete nicht.

„Hörst du vielleicht nicht wohl?“ fragte Jener mit verstärkter Stimme.

„O ja!“ sagte Werner. „Ich stutze nur vor einem Worte, das mich befremdet. In meiner Heimath ist es nicht gewöhnlich, daß sich Personen, die sich zum ersten Male sehen, sogleich mit Du anreden.“

„So, so!“ erwiederte Ferdinand. „Nehmen Sie das nicht übel! Hier zu Lande ist es unter Knaben glei-

ches Alters gebräuchlich, und es war also nicht böse gemeint.“

„Das glaub' ich;“ antwortete Werner. „Für uns aber schickt sich diese Vertraulichkeit nicht, weil ich sie nicht erwidern darf. Sie sind, wie ich vermuthe, des Herrn Amtmanns Sohn, und mein Vater ist sein Gefangener.“

Das war die Einleitung eines freundlichen Gespräches, das nun ohne weitem Anstoß geführt wurde und die beiden Geschwister ungemein vergnügte. Heinrich — wie wir den jungen Werner in der Folge bei seinem Vornamen nennen wollen — beschrieb die herrlichen Gegenden seines Vaterlandes, und erzählte von den dort befindlichen Burgtrümmern manche merkwürdige Sage. Eine war aber so schauerlich, daß ihn Luise unterbrach und den Ausgang der Geschichte nicht hören wollte, weil ihr sonst, wie sie sagte, die furchtbarsten Gespenster im Traume erscheinen würden.

Sie trennten sich für dieß Mal, und nahmen die Abrede, sich des folgenden Abends wieder zu treffen.

10.

Der Poetengang.

Heinrich brachte seine Drehorgel mit. „Das ist ein kluger Einfall!“ sagte Luise.

„Aber wohin gehen wir?“ fragte Heinrich. „Hier auf öffentlicher Straße möchten wir wohl, wenn ich aufspiele, viel Zuhörer bekommen.“

Ferdinand schlug ein schattiges Thal in der Nähe des Schlosses vor. Es ward seit undenklichen Zeiten der Poetengang genannt, ungeachtet es im Städtchen und

weit und breit keinen Poeten gab, der hier auf die Bilderjagd hätte gehen können. Dorthin begaben sich die drei Freunde; denn das waren sie, der ungleichen Verhältnisse ungeachtet, schon gestern geworden.

Heinrich ließ seine Orgel ihre besten Melodien vortragen, und sang einige Lieder in der Mundart seines Geburtslandes. Diese fremden Töne machten den Geschwistern großes Vergnügen. Der angenehme und sehr anständig gekleidete Knabe war ihnen so lieb geworden, daß sie für den folgenden Tag eine dritte Zusammenkunft mit ihm verabredeten. Bei gutem Wetter wollten sie sich wieder im Poetengange finden: im Fall es aber regnete, sollte Heinrich die Schloßstreppe hinauf gehen und an die nächste Thür klopfen, wo sie ihn erwarten würden. Hier wohnte Ferdinand und hatte da die Werkstatt seiner künstlichen Papparbeiten, die ihn in Nebenstunden beschäftigten, und bei welchen Luise eine fleißige und geschickte Gehülfin war.

11.

Naseweisheit.

Am folgenden Abend harrten die Geschwister hier des Freundes, weil sich ein heftiger Gewitterregen ergoß.

Heinrich kam zur bestimmten Zeit. Die Geräthschaften der Papparbeit erfreuten ihn. Er war selbst ein Liebhaber solcher Künsteleien und gegen Ferdinand, der es eben noch nicht weit darin gebracht hatte, ein bedeutender Meister. Das bewies er sogleich durch glückliche Verbesserung einiger mißlungenen Werkchen, und durch Zeichnungen zu andern, die zunächst unter seiner Leitung in Arbeit genommen werden sollten. Diese wurden zu Ge-

schenken für Ferdinands Mutter bestimmt, weil sie unablässig fortfuhr, die Gefangenen täglich mit guter Kost zu versorgen.

Während dieser Beschäftigungen ward an die Thür geklopft. Ferdinand öffnete sie einen Fingerbreit, um den Besuch, den er hatte, nicht bemerken zu lassen. Draußen stand die kleine Hedwig, die Tochter des Amtsvewalters Zachau, der das Erdgeschos des Schlosses bewohnte. Sie bemühte sich mit mancherlei Wendungen, in die Stube hineinzusehen und fragte: „Ist Luise hier?“ Ferdinand verneinte; doch Hedwig sagte mit einem spizigen Tone: „Luise wird ja recht vornehm, daß sie sich vor mir verläugnen läßt. Aber freilich, wenn man hohen Besuch hat, müssen sich kleine Leute gefallen lassen, vor der Thür abgewiesen zu werden.“ Damit schlug sie ein helles Gelächter auf und lief die Treppe wieder hinab.

Luise hörte das alles in der Stube, machte sich aber wenig daraus, weil Hedwig ein unartiges, schlecht erzogenes Mädchen war, dessen einfältiges Geplauder ihr oft zur Last fiel.

12.

Der steife Mann.

Am folgenden Tage trafen die Geschwister und Heinrich wieder im Poetenthale zusammen. Sie wählten sich einen bequemen Sitz im Grünen, weil Heinrich ein Märchen erzählen wollte.

Er hatte jedoch kaum angefangen, als Herr Zachau, der doch nichts weniger als ein Poet war, den Poetengang herauf kam und sein Döchterlein an der Hand führte.

Die Geschwister ärgerten sich, daß sie in Gesellschaft des kleinen Gefangenen von dem steifen Rechenmeister betroffen wurden. Sie wußten voraus, daß der stolze Mann, der die kleinstädtische Rangordnung immer mit der äußersten Strenge beobachtet wissen wollte, diesen Umgang nicht nur im Stillen mißbilligen, sondern auch ihren Vater dagegen aufheßen würde. Luise wollte sich deßhalb, als sie den alten, unfreundlichen Herrn von fern erblickte, schnell aus dem Staube machen; aber Ferdinand, dem eine so feige Flucht unlöblich schien, ließ sie nicht von dannen.

Mit spanischen Schritten kam denn Herr Zachau näher. Hedwig stieß ihn immer mit dem Arme und flüsterte: „Sehen Sie, Papa, da sind sie beisammen!“ Ferdinand erhob sich und dankte, als der finstere Mann, indem er vorbei ging, an den Hut griff. Aber Hedwig wandte nach einigen verächtlichen Blicken die Augen ganz ab. So zogen sie still vorüber; doch in einiger Ferne konnte sich der Alte nicht enthalten, mit ganz vernehmlicher Stimme zu sagen: „Ein seltsames Kleeblatt!“

Heinrich hörte diesen Ausruf und fragte: wer der grämliche Mensch sey, der sich in einem Poetengange so übel ausnehme.

„Dahin gehört er auch nicht;“ erwiderte Ferdinand. „Sein ganzes Verdienst besteht darin, daß er nothdürftig schreiben und rechnen kann. Mir war der kalte, trockene Gesell längst zuwider, und ich würde auch jetzt seinen Tadel verachten, wenn ich nicht voraus sähe, daß er die Sache unserm Vater entdecken und sie ihm von der verdriesslichsten Seite vortragen wird.“

Darum ward beschlossen, in den nächsten zwei Tagen

nicht öffentlich zusammen zu kommen, sondern in Ferdinands Stübchen an pappenen Kunstwerken zu arbeiten.

13.

Der Absagebrief.

In der Frühe des folgenden Tages erhielt Luise von Hedwig ein Briefchen voll scharfer Verweise, daß sie sich nicht schäme, mit dem Sohne eines gefangenen Landstreichers öffentlich umzugehen, und sich dadurch der Achtung aller Leute von Stande unwürdig zu machen. Ich selbst, fuhr sie fort, fühle meine Zuneigung, die ich bisher gegen Sie hegte, ganz erkaltet, und finde mich daher bewogen, Ihnen meine Freundschaft hiermit förmlich aufzukündigen.

Diesen schwerfälligen Absagebrief hatte der Amtsverwalter verfaßt und Hedwig ins Reine geschrieben. Das errieth Ferdinand sogleich, als ihm Luise das Blatt zeigte. Er lachte über den so abgeschmackt sich spreizenden Stolz und sagte: „Nun, wie es in den Wald hinein schallte, soll es wieder heraus schallen!“ Er setzte dann in der trockensten Gerichtssprache, die ihm durch Aktenlesen geläufig worden war, eine Antwort in Luisens Namen auf, worin sie erklärte: daß sie die ihr zugefertigte Aufkündigung mit Vergnügen annehme und erwidere, indem ihr an der wetterwendischen Freundschaft eines albernen Gänschens gar nichts gelegen sey.

Diesen Briefwechsel verschwiegen die Geschwister ihrem Freunde Heinrich, um ihn der Krankung, die er dabei empfunden hätte, zu überheben.

Vor des Amtsverwalters Verrath waren sie vor der Hand sicher, weil ihr Vater bei Anbruch des Tages eine

Reise angetreten und sich darauf eingerichtet hatte, erst den zweiten oder dritten Abend zurückzukommen.

Die Geschäfte in dem kleinen Stübchen wurden also ungestört und mit Eifer betrieben.

14.

Der Ankläger.

Mit Anbruch der zweiten Nacht traf der Amtmann wieder ein. Am Morgen des folgenden Tages führte ihn unglücklicher Weise ein Geschäft mit dem Amtsverwalter zusammen, und bei dieser Gelegenheit konnte sich der hämische Mann nicht enthalten, mit Heuchelworten zu beklagen, daß sich die lieben Kinder des Herrn Amtmanns mit einem verlaufenen und in gefänglicher Haft befindlichen Burschen gar zu gemein machten, und dadurch der Ehre des Hauses unvermeidlichen Abbruch thäten. Der Amtmann antwortete gelassen: „Ich werde diese Unschicklichkeit meinen Kindern untersagen. Uebrigens scheint mir der Knabe so fein erzogen und so guten Gemüths zu seyn, daß ich ihn, wenn er ein freier Mensch wäre, ohne Bedenken als täglichen Gesellschafter meiner Kinder dulden würde.“

Der Ankläger ärgerte sich, daß es ihm nicht gelungen war, den ruhigen Vater in Wuth zu setzen. Er hatte nur so viel erreicht, daß der Amtmann seinen Kindern verbot, mit dem kleinen Werner weitem Umgang zu pflegen, weil er in Erfahrung gebracht habe, daß mancher Schwachkopf daran ein Vergerniß nehme.

Ferdinand und Luise waren, wie jedes gute Kind, gewohnt, alle Gebote ihres Vaters genau zu befolgen. Sie vermieden daher von nun an, dem armen Heinrich

zu begegnen, und dankten ihm nur mit stummer Freundlichkeit, wenn er unter den Schloßfenstern vorüberging und herauf grüßte.

15.

Freiheit.

Acht Tage nachher erschien für die Gefangenen ein sehr glücklicher, doppelt glücklicher Tag. Es wurden in den Morgenstunden drei Räuber eingebracht, die eine nach ihnen ausgesandte Streifwache in der Nacht aufgegriffen hatte. Es waren dieselben, die den ehrlichen Werner drei Wochen zuvor seines Rockes beraubten. Einer der Raubgesellen trug ihn noch auf dem Leibe, und bei Untersuchung ihrer Habseligkeiten fand man auch Werners Paß. Er und die Seinigen wurden dem Gesindel unter die Augen gestellt, und es gestand, diese Leute an der von ihnen bezeichneten Waldstelle angefallen und den Mann entkleidet zu haben.

Raum war die Wahrheit seiner Aussage von dieser Seite bewiesen, so brachte die Post ein Schreiben des Magistrats, in dessen Stadtgebiete Werner vormals ansässig gewesen war. Er hatte wirklich dort die Geschäfte eines Thierarztes und Rosshändlers betrieben, und bei seiner Abreise einen Paß nach Sachsen erhalten, der, in Abschrift beigelegt, mit dem bei den Räubern gefundenen Wort für Wort übereinstimmte. So war denn der Gefangene vollkommen gerechtfertiget, und kein weiteres Hinderniß vorhanden, ihn wieder in Freiheit zu setzen.

Das geschah auch sogleich. Der Amtmann gab ihm die zur Verwahrung erhaltenen zweihundert Louisd'or zurück, erließ ihm alle Gerichtskosten, händigte ihm den Paß,

dessen Mangel ihn drei Wochen lang in den Kerker ver-
 setzt hatte, wieder ein, und schrieb ihm einen neuen nach
 Böhmen, wohin er sich wenden wollte, wenn er in Sach-
 sen kein schickliches Unterkommen fände.

Heinrich erhielt Erlaubniß, von des Amtmanns Kin-
 dern Abschied zu nehmen. Er schenkte jedem sein wohlge-
 troffenes Bildniß, von ihm selbst auf Pergamentblättchen
 gezeichnet. Ferdinands Gegengeschenk war ein Ta-
 schenbuch, worin er einige selbstgedichtete Verse schrieb.
 Luise umwand Heinrichs Hut mit einem Bande, auf
 welches sie ihren Namen gestickt hatte. Mit Thränen ge-
 lobten sich die Scheidenden ewige Freundschaft.

Bei der letzten Umarmung vertraute Heinrich seinem
 Freunde: daß sich sein Vater noch drei oder vier Tage
 im Gasthose des Städtchens aufhalten werde, um sich mit
 verschiedenen Bedürfnissen zur Reise zu versorgen. Er bat,
 nicht davon zu sprechen, ihn aber so oft als möglich zu
 besuchen.

16.

Ein Kundschafter.

Zwei Tage nachher befand sich Luise mit ihrem Vater
 allein im Wohnzimmer, als ein Fremder gemeldet und vor-
 gelassen wurde. Er hatte das Ansehen eines Officiers,
 trug aber keine Uniform.

„Ich stehe,“ hob er an, „in Diensten des Herzogs
 von * * *, und habe Auftrag, einen Mann aufzusuchen,
 der sich wegen eines bedeutenden Vergehens aus den
 herzoglichen Staaten entfernt hat. Er soll nach Sachsen
 geflüchtet seyn und man will ihn vor ungefähr vier Wo-
 chen in hiesiger Gegend gesehen haben. Seinen Namen

muß ich verschweigen, aber seine Gestalt kann ich genau bezeichnen.“ — Hierauf beschrieb er einen Mann, der Wernern aufs Haar gleich, und fügte noch hinzu: wahrscheinlich habe diesen Flüchtling eine schlanke Frau und ein vierzehnjähriger Knabe begleitet.

„Heißt dieser Mann Werner?“ fragte der Amtmann.

„Nein!“ antwortete der Fremde. „Er könnte jedoch, um sich seine Flucht zu erleichtern, diesen Namen angenommen haben.“

„Das ist sonderbar!“ versetzte der Amtmann. „Ein gewisser Werner, der dem von Ihnen bezeichneten Verbrecher vollkommen ähnlich sah, befand sich mit Frau und Sohn drei Wochen hier in Gefangenschaft, weil man ihn in einem meiner Amtsdörfer, wegen Mangel eines Reisepasses, in Verhaft genommen hatte. Dennoch kann er nicht der Mann seyn, den Sie suchen. Er kam nicht aus den Staaten Ihres Herzogs, sondern aus ***, wo er viele Jahre ansässig gewesen war. Sein Paß, den er durch Straßenraub eingebüßt hatte, ward vor drei Tagen bei den verhafteten Räubern gefunden. Auch bestätigte der von mir befragte Stadtrath seines vormaligen Wohnorts alle seine Angaben. Das bewirkte seine Freiheit, und ich habe ihn vorgestern entlassen.“

„O, daß ich nicht um zwei Tage früher kam!“ rief der Fremde. „Hundert Louisd'or gäb' ich darum, wenn ich den Menschen sehen und mich überzeugen könnte, ob er's ist oder nicht, dessen Spur ich suche.“

„Das möchte nun wohl ein Räthsel bleiben;“ sagte der Amtmann.

„Ich muß es lösen, ich muß ihm nachsehen;“ sprach der Fremde. „Auf welcher Straße find' ich ihn wohl?“

„Hier ist guter Rath theuer;“ antwortete Siegfried.

„Er hat einen Paß zu einer Reise durch Sachsen und einen andern nach Böhmen. Wer kann wissen, wohin er sich gewandt hat? Auch würden Sie wahrscheinlich nur ein Irrlicht verfolgen: denn Werner ist gewiß nicht der Mann, den Sie meinen.“

„Desto besser für ihn!“ erwiderte Jener. „Aber nachsetzen muß ich ihm durchaus. Dazu verpflichtet mich der Befehl meines Herrn. Führt mich das Glück auf den rechten Weg, so will ich den Flüchtling bald einholen.“

17.

Warnung.

Luiſe ſaß bei dieſem Geſpräche wie auf glühenden Kohlen. Als aber der Fremdling ſeinen Entſchluß, Werner nachzuſetzen, erklärte, da ſchlich ſie leiſe fort, lief nach dem Zimmer des Hauslehrers, rief ihren Bruder heraus, erzählte ihm, was ſie gehört hatte, und bat ihn auf die dringendſte Weiſe, in den Gaſthof zu eilen und Werner zu warnen.

Ferdinand ſtürzte fort. Kein Hinderniß hielt ihn auf; die Lehrſtunde war eben geſchloſſen.

Werner ſchien über Luiſens Botſchaft zu erſchrecken, faßte ſich aber ſchnell und ſagte: „Ich danke herzlich für die mir gegebene Nachricht, ob ich gleich dem Herzoge von *** und ſeinem Diener unbekannt bin und folglich nichts von ihnen zu befürchten habe. Dennoch könnte mich der ausgeſandte Kundschafter allerdings in eine neue Unterſuchung verwickeln. Es iſt daher rathſam, ihm aus dem Wege zu gehen. Aber wohin ſogleich? Es wird bald Nacht; ich kenne weder Weg noch Steg. Bleib' ich aber

im Gasthose, so kann er mich sehr leicht finden, wenn er vielleicht selbst hier übernachtet.“

„Hören Sie,“ sagte Ferdinand, „ich habe einen glücklichen Einfall. Ich kenne in der Vorstadt einen ehrlichen Schneidermeister, der ein eigenes kleines Haus besitzt und allein bewohnt. Er soll Ihnen ein Stübchen einräumen, wo Sie, so lange Sie wollen, in Verborgenheit leben können. Ich laufe hin, um das Quartier zu bestellen. Sagen Sie indessen dem Gastwirth, Sie wollten wegen der drückenden Tageshitze bei Nacht wandern, und packen Sie schnell Ihre Habseligkeiten zusammen. Indessen mache ich die Sache dort richtig, hole Sie ab, und Sie beziehen in der Dämmerung, von keinem Späher beobachtet, Ihre stille Wohnung, wo Sie sich unter dem Dache der Redlichkeit und Treue befinden.“

Ferdinands Plan gelang. Der Schneidermeister, ein vormaliger Diener des Amtmanns und ihm und den Seinigen noch treu ergeben, nahm Wernern in seinem Hüttchen auf, und die Fremdlinge lebten acht Tage so heimlich darin, daß selbst die nächsten Nachbarn keine Kunde davon bekamen. Nachher setzten die Reisenden ihren Stab weiter, und man hörte nichts mehr von ihnen. Aber Ferdinand und Luise sprachen noch oft von dem kleinen Heinrich, betrachteten mit Vergnügen sein Bildniß, und wünschten sehr, ihn bald wieder zu sehen. Doch war freilich dazu keine Wahrscheinlichkeit vorhanden.

18.

Die Verwandlung.

Acht Jahre darauf hatte der Amtmann Siegfried wegen anhaltender Kränklichkeit seine Stelle niedergelegt,

die Amtswohnung im Schlosse verlassen und in der Stadt ein Haus am Markte bezogen. Ferdinand war auf der Universität, und Luise lebte noch unverheirathet bei den Eltern, ob sie gleich wegen ihrer ausgezeichneten Schönheit und Anmuth schon im Laufe der letzten zwei Jahre verschiedene Freier gehabt, aber höflich abgelehnt hatte, weil sie keinen derselben zu lieben vermochte.

Eines Tages, als sie, mit einer künstlichen Stickeret beschäftigt, am Fenster saß, fuhr ein Reisewagen, mit sechs Postpferden bespannt, am Gasthose vor. Die aussteigenden Personen konnte sie nicht sehen, weil sie der große Wagen bedeckte. Bald aber ward er nach dem Schoppen gebracht; der herrschaftliche Jäger erschien an der Thür, und neben ihm stand der Gastwirth, der mit erhobener Hand nach des Amtmanns Wohnung herüberzeigte. Luise sprach darüber mit ihren Eltern, die es nicht glauben wollten, daß von ihrem Hause die Rede sey. Aber bald kam der Jäger über den Markt herüber, trat ins Haus und meldete den eben eingetroffenen Grafen von Rodenbach, dessen Namen der Amtmann nie gehört hatte, zum Besuch.

Das Gesellschaftszimmer ward aufgeschlossen, Mutter und Tochter wandten kein Auge von der Pforte des Gasthofs. Nach einer Viertelstunde trat ein ällicher Mann, in Begleitung eines Jünglings, heraus. Die Frauenzimmer zogen sich vom Fenster zurück. Der Amtmann ging den Ankommenden bis an die Treppe entgegen.

Als sie herauf kamen und einander begrüßten, schienen die Fremden dem Amtmann einiger Maßen bekannt; er konnte sich aber durchaus nicht erinnern, wenn und wo er sie gesehen hatte. Er führte sie ins Besuchzimmer; sie nahmen Platz.

Der Graf sah den Amtmann einige Sekunden lang mit stiller Freundlichkeit an. Dann begann er mit der Frage: „Sollten wir Ihnen wohl ganz fremd geworden seyn? Kennen Sie mich und meinen Sohn nicht mehr?“

„Ich gestehe,“ antwortete Siegfried, „daß Ihre Gestalt, sogar Ihre Stimme, dunkle Erinnerungen bei mir wecken; aber der Mann, an den ich dabei denke, war bürgerlichen Standes und befand sich in einer unangenehmen Lage.“

„Hieß dieser Mann nicht Joachim Werner?“ fragte der Graf. „Und hatte er nicht einen kleinen Sohn, dessen Vorname Heinrich war?“

„Allerdings!“ erwiderte der Amtmann. „Aber wär's möglich?“

„Ja, ja,“ rief der Graf. „Der Werner und der Heinrich sind wir. — Hören Sie meine Geschichte!“

19.

Des Grafen Geschichte.

„Mein Name ist Rodenbach. Ich stamme aus einem gräflichen Geschlechte, das seit uralten Zeiten im Herzogthum *** mit Gütern angeessen war. Der vor sechs Monaten verstorbene Herzog war meinem Vater gewogen und trug ihm die ansehnlichsten Hofstellen an, um ihn an die Residenz zu fesseln. Doch mein Vater liebte das Landleben, schlug die angebotenen Hofämter aus, und hielt sich nur, um den Herzog nicht ganz unwillig zu machen, einige Wintermonate in der Hauptstadt auf.“

„Als ich achtzehn Jahre alt war, bezog ich die Universität Göttingen. Drei Jahre nachher starb mein Vater. Ich, sein einziger Erbe, kam in den Besitz bedeutender

Güter, und der Herzog bewies mir dasselbe Wohlwollen, das mein Vater genossen hatte.“

„Fünfzehn Jahre lang stand ich mit ihm in dem besten Vernehmen. Ich war in den Staatsdienst getreten, ward nach und nach Regierungspräsident, und hatte nur noch einen Schritt zum Minister. Da gerieth ich mit einem Günstlinge des Herzogs über eine Kleinigkeit in Unfrieden. Er war Kammerherr; übrigens ein abgeschmackter, unwissender Mensch, den ich einsmals in früherer Zeit über eine falsche Behauptung, die in meine Geschäfte eingriff, belehren, und ihm den Vortheil, den er daraus ziehen wollte, versagen mußte. Darüber warf er einen Haß auf mich und sprach hinter meinem Rücken verächtlich von mir. Das erfuhr ich, zog ihn aber nicht zur Rechenschaft, weil ich die Personen, die es mir hinterbracht hatten, nicht als Zeugen gegen ihn aufstellen wollte.“ —

Nach einiger Zeit traf ich an der Tafel des Herzogs mit ihm zusammen. Er schien sich auf beißende Spottereien vorbereitet zu haben, und der Herzog, den er wider mich eingenommen hatte, stand offenbar mit ihm im Bunde, indem er alle Sticheleien, die Jener gegen mich vorbrachte, beifällig belachte. Darüber entrüstet, beschloß ich, dem frechen Witzbold bei der nächsten neuen Anzüglichkeit derb die Wahrheit zu sagen. Der Anlaß dazu blieb nicht lange aus. Ich verwies dem Kammerherrn mit kräftigen Worten seine Ungezogenheit, mich zur Zielscheibe seiner albernen Wikeleien zu wählen. Er erschrock und verstummte. Ich aber stand von der Tafel auf, verbeugte mich gegen den Herzog und bat um Erlaubniß, die Tafel zu verlassen. Nach Belieben! sagte der Herzog mit schnöder Kälte, und ich ging ohne weitem Wortwechsel in meine Wohnung.“

Der Zweikampf.

„Zwei oder drei Stunden nachher erhielt ich von dem Kammerherrn eine Ausforderung auf Pistolen. Ich hatte sie erwartet, und nahm sie mit den von ihm vorgeschlagenen Zeit- und Ortbestimmungen an. Der geringe Umfang des herzoglichen Gebiets überhob mich einer weiten Reise nach der Gränze; ich hatte folglich hinreichende Muße, meine Frau, die sich auf einem unserer Landgüter unweit des Kampfplatzes befand, einiger Maßen vorzubereiten. Ich sah voraus, daß ich in dem Falle, wenn das Todesloos meinen Gegner treffen sollte, das Land räumen mußte, weil von dem Herzoge keine Begnadigung zu hoffen, im Gegentheil die strengste Ahndung des mir angebotenen Zweikampfes, den ich nach den Gesetzen der Ehre nicht ablehnen konnte, zu befürchten war. Darum schrieb ich meiner Frau: ich würde vielleicht innerhalb drei Tagen in herrschaftlichen Angelegenheiten eine Reise ins Ausland antreten, und es sey mein Wunsch, daß sie mich mit meinem Sohne begleite; sie möge sich daher vorläufig darauf einrichten und meiner Ankunft, um sie abzuholen, gewärtig seyn.“

„Ich begab mich nun mit meinem Secundanten am Tage vor dem Zweikampfe an die Gränze. Der Kammerherr erschien auf der Wahlstatt. Wir schlossen, da er mich durch Beleidigungen gereizt hatte und also Urheber des Streites war, den Vertrag: daß keiner von uns einzeln schießen sollte, sondern daß wir beide zugleich, in einer Entfernung von fünfzehn Schritten, die Pistolen abfeuern wollten. Von seiner Seite war es Stolz, daß er sich

dieses Uebereinkommen gefallen ließ: denn er hielt sich für einen unfehlbaren Schützen, mich aber für einen Stümper in der Kunst, Menschen zu tödten.“

„Die Entfernung unserer Standplätze ward abgemessen. Wir betraten sie; das verhängnißvolle Zeichen ward gegeben, und meine Kugel stürzte den Gegner zu Boden, indem mir die seinige nur den linken Arm streifte. Ich hatte ihn wider meinen Willen schwer verletzt. Der Arzt erklärte mir: der Verwundete würde kaum den Tag überleben. Man drang in mich, auf meine Sicherheit zu denken. Ich flog nach dem Gute, wo meine Frau wohnte, entdeckte ihr, was geschehen war, und überzeugte sie von der Nothwendigkeit, ohne das geringste Verweilen das Land für jetzt zu verlassen, und erst jenseit der Gränze mit dem Herzog über meine Rückkehr zu verhandeln. Meine gute Frau war Anfangs sehr betrübt, faßte sich aber bald, setzte sich mit mir und meinem Sohne in den Wagen und wir eilten über die Gränze.“

21.

Weitere Flucht.

In der nächsten Stadt verweilte ich, um Nachrichten von dem Zustande des Kammerherrn zu erwarten. Ich hatte diesen Ort einem vertrauten Freunde dazu bestimmt. Er sandte mir eine Staffete mit der Meldung: der Kammerherr habe sich gegen des Arztes Willen in die herzogliche Residenz zurückbringen lassen und sey bald nach seiner Ankunft verschieden.“ —

„Einige Stunden später meldete mir der Aufseher meines Gutes durch einen Eilboten: ein Trupp herzoglicher

Husaren habe mein Schloß umzingelt und jeden Winkel durchsucht, um mich zu finden und gefangen zu nehmen.“

„Aus diesen Anstalten mußte ich schließen, daß der Herzog seine fürstlichen Nachbarn von allen Seiten auffordern würde, mich auf ihren Gebieten verhaften zu lassen. Es war also rathsam, mich schnell noch weiter zu entfernen und wo möglich ganz unkenntlich zu machen.“

„Wir flüchteten aus einem Ländchen ins andere. Nach einigen Tagereisen verkaufte ich meinen Wagen und alles, was meinen Stand verrathen konnte. Wir bedienten uns von jetzt an, ganz bürgerlich gekleidet, der gewöhnlichen Post. Ich legte mir einen andern Namen bei und fertigte mir selbst einen Paß aus, den ich mit der Unterschrift einer nirgends vorhandenen obrigkeitlichen Person und mit meinem großen Familienwappen versah. Dadurch gewann er ein gar stattliches und überall gültiges Ansehen. Dennoch war uns immer und an allen Orten vor Entdeckung bange.“

„Die Fahrt auf unbequemen Postwagen ermüdete uns nach und nach so sehr, daß wir beschlossen, uns einige Ruhetage zu gönnen. Wir wählten dazu ein ganz einsames, mit Wald umgebenes Städtchen, das weit ab von der Landstraße lag und gegen achtzig Meilen von unserer Heimath entfernt war.“

22.

Der seltsame Handel.

„Hier fand ich im Gasthose einen Mann, der eine kleine Gesellschaft von Spießbürgern mit einer Zauberlaterne unterhielt. Seine Frau ging ihm dabei zur Hand, und sein kleiner Sohn spielte die Drehorgel. Diese Leute er-

regten meine Aufmerksamkeit. Der Mann glich mir an Gestalt und Jahren, und auch seine Frau und sein Sohn waren den meinigen ähnlich. Aus diesen Umständen entsprang mir in der Nacht ein Gedanke, den ich am Morgen ausführte.“

„Ich ließ mich mit dem Manne in ein freundliches Gespräch ein und fragte ihn nach seiner Heimath. Er war aus dem Herzogthum * * gebürtig und hatte dort in einem Städtchen als Rosshändler und Thierarzt gelebt. Treuherzig zeigte er mir, um die Wahrheit seiner Worte zu bekräftigen, seinen Paß nach Sachsen. Er war darin Joachim Werner genannt.“

„Lächelnd, als wäre die Sache nur Scherz, fragte ich ihn: ob er mir die Zauberlaterne, die Drehorgel und den Reisepaß verkaufen wolle. Er sah mich mit großen Augen an und sagte: Ei nun, wenn Sie im Stande wären, mich ansehnlich dafür zu bezahlen, warum nicht? Ich bin arm, bedarf Geld und Ihr ehrliches Gesicht läßt mich hoffen, daß Sie den Paß nicht zu meinem Nachtheile mißbrauchen werden. Das versprach ich ihm. Aber ich mochte wohl mein Verlangen nach dem Besitze des Passes zu lebhaft gezeigt haben; denn als ich nach dem Preise der von mir verlangten drei Dinge fragte, forderte Werner nicht weniger als hundert Stück Louisd'or. Ich bot die Hälfte; er ließ sich nach einiger Weigerung damit abfinden. Wir verließen zusammen den Gasthof, und im Walde, wo uns die lauernden Augen des Wirths nicht beobachten konnten, übergab er mir die behandelten Sachen und empfing die Zahlung. Ich war nun Joachim Werner, und schlug dem Paß zu Folge, den Weg nach Sachsen ein.“

„Es war eben vortreffliches Wetter. Das bewegte uns, kleine Tagereisen zu Fuß zu machen, weil wir dadurch die

Aufmerksamkeit der Menschen noch mehr von uns ablenkten, und gewöhnlichen armen Wandersleuten gleichen, deren Kunst nach Brod geht. Auf diese Weise hatten wir zehn bis zwölf Meilen glücklich zurückgelegt, als wir in einem Walde des theuer erkauften Passes beraubt und nachher verhaftet wurden.“

23.

Schüchternes Wiedersehen.

„Es thut mir leid, Herr Graf, daß es im Bezirke meines Amtes geschah;“ sagte Siegfried. „Ich mache mir Vorwürfe, daß ich Sie nicht gelinder behandelte. Aber unbekannt mit Ihrem Stande — —“

„Konnten Sie nicht anders verfahren;“ fiel der Graf ein. „Sie mußten mich nehmen, wie ich mich gab, und als Roßhändler und Thierarzt hatte ich Ursache, vollkommen zufrieden zu seyn.“

„Gegen den kleinen Heinrich waren Sie besonders gütig;“ setzte der junge Graf hinzu. „Ich werde das nie vergessen.“

„Aber den höchsten Dank sind wir Ihren guten Kindern schuldig!“ fuhr der Vater fort. „Sie waren unsere Schutzengel! — Wo ist Ferdinand? wo ist Luise? Auch Ihre verehrte Gattin wünschen wir zu begrüßen.“

„Mein Sohn studirt in Leipzig;“ antwortete Siegfried: „aber meine Frau und Tochter werden sich freuen, Sie in glücklichern Verhältnissen wieder zu sehen. Erlauben Sie mir, sie darauf vorzubereiten.“

Er eilte ins Wohnzimmer und erzählte seiner Gattin und Luise'n kurz und rasch, daß sich der Roßhändler Werner, den sie vor acht Jahren als Gefangenen im

Schlosse gesehen, in einen Grafen von Rodenbach, der damals wegen eines Duells auf der Flucht gewesen, verwandelt habe, und sie zu sprechen verlange.

Die Mutter verwunderte sich ganz gelassen; aber Luise rief jubelnd aus: „So war ich doch wahrlich eine Prophetin! Wie oft sprach ich zu Ferdinand: die Leute sind gewiß vornehmer, als sie sich ausgeben!“ — Nach diesem Frohlocken äußerte sie dennoch einige Verlegenheit, ihrem vormaligen jungen Spielgesellen unter die Augen zu treten. Diesen bangen Minuten ließ sich aber nicht ausweichen. Mutter und Tochter waren so anständig gekleidet, daß sie sich, ohne die geringste Veränderung, den Fremden zeigen konnten. Sie gingen daher sogleich mit Vater Siegfried in das Besuchzimmer.

Bei ihrem Eintritte sprangen die Grafen überrascht von den Stühlen auf; denn eine so hohe, schlanke Gestalt und strahlende Schönheit, als Luise seit acht Jahren gewonnen hatte, erwarteten sie nicht. Geblendet und erröthend grüßte sie Graf Heinrich nur mit einer stummen Verbeugung; sein Vater hingegen faßte sie traulich bei der Hand und sagte: „Ei, was für eine königliche Gestalt ist das kleine Luischen geworden! Nun, diesmal that die Natur ihre Schuldigkeit, indem sie eine edle Seele mit einem edeln Körper vereinte. Ja, wahrlich, eine höchst edle Seele bewiesen Sie mir, theuerste Luise, als Sie mich durch Ihren wackern Bruder vor dem Verfolger warnen ließen, den mir der Herzog von *** nachschickte.“

Siegfried, dem seine Kinder die Sache verschwiegen hatten, sah bald den Grafen, bald Luise mit Verwunderung an. „Sie scheinen in unser Geheimniß gar nicht eingeweiht zu seyn, lieber Herr Amtmann!“ sagte der Graf.

„Versprechen Sie mir, daß Sie meinen Schutzengel nicht schelten wollen, dann will ich es Ihnen enthüllen.“

Der Amtmann gab sein Wort, und der Graf erzählte ihm nun, was schon dem Leser bekannt ist.

„Ich versprach, nicht zu schelten;“ sagte Siegfried: „sonst hätt' ich wohl Lust, diese Verheimlichung gegen mich zu tadeln. Sie verdient aber Verzeihung, weil sie allerdings wegen des nachtheilenden Feindes von entschiedenem Nutzen war. Denn wäre mir bekannt gewesen, daß sich Joach im Werner noch in der Stadt befände, so hätt' ich es allerdings für Pflicht gehalten, den dringenden Fremdling, der seine Gestalt so genau beschrieb, zu ihm zu senden.“

„Dem Himmel sey Dank, daß es nicht geschah!“ erwiderte der Graf. „Lebend hätt' ich mich dem Häfcher nicht überliefert. Er war mir einige Mal hart auf der Spur; aber durch Luise's und Ferdinands Freundschaft entging ich ihm glücklich.“

24.

Schluß der Geschichte des Grafen.

Als jener Nebenpunkt sattfam besprochen war, fuhr der Graf in seiner Erzählung fort:

„Wir wandten uns von hier mit behutsamen Schritten nach Böhmen. Dort verschaffte ich mir einen Paß nach Wien, und in dieser großen Stadt lebte ich unerkannt und unverfolgt bis zum Tode meines Feindes, des Herzogs, der vor acht Monaten zu seinen Vätern versammelt wurde. Mit Vertrauen auf das frühere Wohlwollen seines Nachfolgers, entdeckte ich ihm meinen Aufenthalt, erhielt einen Sicherheitsbrief, und kehrte nach meiner Heimath zurück. Der gütige Fürst setzte mich wieder in den Besitz meiner eingezogenen Güter,

und ließ mir die von der fürstlichen Verwaltung erhobenen Einkünfte zurückzahlen. Er machte mir sogar den Antrag eines ansehnlichen Staatsamtes; ich schlug es aber aus, weil ich mich nach Ruhe sehne. Ueberhaupt will es mir dort nicht mehr gefallen. Das herrliche volkreiche Wien hat mich so verwöhnt, daß mir dergleichen ehrsame Mittelstädtchen, wie des Herzogs Residenz, nicht mehr behagen. Es gibt zu viel neugierige Beobachter, zu viel strenge Splitterrichter darin. Auch hatten sich die herzoglichen Wirthschafter allerhand Veränderungen auf meinen Gütern erlaubt, und sie mir dadurch unlieb gemacht. Ich ergriff deshalb eine sich mir angebotene Gelegenheit, sie vortheilhaft zu verkaufen, und will mich nun in Sachsen ansiedeln.“

Siegfried und seine Familie freuten sich über diesen Entschluß. Der junge Graf nahte sich Luise, erinnerte sich ihrer früheren Bekanntschaft, und fragte nach ihrem Bruder. Nachher ward auch der kleinen feindlichen Hedwig gedacht, deren Vater bereits die Welt gesegnet hatte. „Sie hat geheirathet;“ sagte Luise. „Ihr Gatte treibt einen Kleinhandel mit Gewürz, der nicht sehr lebhaft scheint. Ich kann aus meinem Fenster ihre Ladenthür sehen, und diese liebt, wie ich bemerke, ihre Schwellen so sehr, daß sie sich selten von einander trennen. Das seltsame Weiblein hat sich mir seit dem Tage, da wir Ihretwegen, Herr Graf, uneinig wurden, nie wieder freundlich genähert. Im Gegentheil spielte sie mir, als wir noch auf dem Schlosse beisammen wohnten, manchen bösen Streich. Doch waren ihre Pfeile immer so matt und stumpf, daß sie mich wenig verletzen konnten.“

Nach diesen Unterredungen nahmen die Grafen Abschied, um ihre Reise nach der Hauptstadt fortzusetzen. „Aber wir

sehen uns bald wieder;“ sagte der Vater. „Wir sind Ihnen und Ihrer Familie, lieber Herr Amtmann, so vielen Dank schuldig, daß er sich mit einem so flüchtigen Besuche, wie der jetzige war, nicht abtragen läßt.“

25.

Ein Fest.

Kaum waren vierzehn Tage vergangen, als der Graf von Rodenbach aus der Hauptstadt schrieb: er stehe über das Rittergut Eichberg, das nur eine Meile von des Amtmanns Wohnstadt entfernt war, im Handel. Er benannte einen gewissen Tag, an welchem er es in Augenschein nehmen wolle, und ersuchte den Amtmann, sich zu gleicher Zeit dort einzufinden, und ihm mit seiner Rechtswissenschaft und seinen örtlichen Kenntnissen an die Hand zu gehen.

Siegfried begab sich dahin; der Kauf kam zu Stande, und der Graf machte nun Anstalt, sich für immer in Eichberg niederzulassen, wo er ein großes, anmuthig gelegenes Schloß zu seiner Wohnung bequem eingerichtet fand. Er kündigte schon vorläufig an, daß er bald nach seiner Ankunft ein Einweihungsfest geben und den Amtmann mit seiner Familie dazu einladen werde.

Darauf freute sich im Stillen niemand mehr als Luise; denn Graf Heinrich, dem sie vor acht Jahren, als einem guten, freundlichen Knaben nicht abhold gewesen war, hatte sich jetzt zu einem so trefflichen Jüngling gebildet, daß sie es keinesweges bereute, ihm oder vielmehr seinem Vater einen ersprießlichen Dienst geleistet zu haben. Die Bahn der erneuten Bekanntschaft war gebrochen; sie wollte sich bei der nächsten Zusammenkunft von aller Aengstlichkeit

und Beklemmung befreien, und eben so zwanglos und gemüthlich mit ihm plaudern, als sie es vor Zeiten gethan hatte. Aber sie machte bei dem Feste, das bald nachher in Eichberg gefeiert war, die Erfahrung, daß sie sich zu viel vorgenommen und zugetraut hatte. So voll auch das Herz war, so widerspenstig stockte die Zunge, und sprach nur die unentbehrlichsten Worte der Höflichkeit aus, ohne der geselligen Abende im Poetengange und in der Werkstatt der Papparbeiten zu erwähnen.

Graf Heinrich schien gleiche Fesseln zu fühlen. Er versuchte zwar oft, ein heiteres Gespräch mit seiner jungen Freundin zu beginnen; es geschah jedoch immer mit einer so wortarmen Schüchternheit, daß die Unterredung bald wieder verstummte.

Die übrigen Gäste waren fröhlicher. Besonders weckte der von dem Grafen veranstaltete Tanz der Landleute eine allgemeine Lustigkeit. Nur Heinrich und Luise tanzten ihren polnischen Rundtanz, der den Ball eröffnete, mit so ernster Würde, als hätten sie einander niemals zuvor gesehen.

26.

Freude und Leid.

Luizens Mutter war mit dem gegenseitigen Betragen der jungen Leute, das sie für Abneigung hielt, gar nicht zufrieden. Sie baute, wie viele gute Mütter erwachsener Töchter, immer Luftschlösser, in welche ihre Einbildungskraft das liebe Kind durch einen stattlichen Freier versetzte. Die Ankunft der beiden Grafen veranlaßte wieder einen solchen Bau in die Luft. Der Vater rühmte, daß ihm Luise einen höchst wichtigen Dienst erwiesen, und der

junge Graf war als Knabe der Spielgesell des Mädchens gewesen, dessen blühende Schönheit jetzt Aller Augen auf sich zog. Welche angenehme Hoffnungen ließen sich nicht aus diesen günstigen Umständen bilden! Aber die Kälte der jungen Leute verwandelte sie in bunte Seifenblasen, die bald nach ihrer Entstehung wieder zerflossen.

Hätte jemand, der besser, als die gute Frau Amtmännin, die Geheimnisse des menschlichen Herzens zu enträthseln verstand, die vormaligen Jugendgespielen beobachtet, der hätte wahrscheinlich aus ihrem Benehmen ganz andere Schlüsse gezogen, und das Recht wäre auf seiner Seite gewesen.

Das bewiesen zwei Briefe, die am dritten Tage nach dem Feste von Eichberg anlangten. Graf Heinrich bat um Luise's Hand, und der Vater erklärte, daß diese Bewerbung mit seinem Vorwissen und seiner Genehmigung geschehe.

Nun gab es in Siegfried's Hause große Freude. Luise's Mutter ging in ihr Kämmerlein und dankte Gott für das Glück ihrer Tochter. Der Vater fuhr nach Eichberg und überbrachte das Jawort.

Als vier Wochen nachher der junge Graf mit einem sechsspännigen Staatswagen ankam, um sich in der Kirche des Städtchens trauen zu lassen, und dann mit seiner jungen Gemahlin und ihren Aeltern zum Hochzeitmahle nach Eichberg zu fahren, ward eben Hedwigs Kramlädchen gerichtlich geschlossen, weil ihr Ehemann wegen einer unbedeutenden Schuld von einigen hundert Thalern die Flucht ergriffen hatte. Die unglückliche Frau erschien an der Hausthür und rang die Hände. Luise, von Mitleiden ergriffen, bat ihren Bräutigam, die Arme zu retten. Er freut, daß er seiner Geliebten gefällig seyn konnte, erließ

er sogleich an den Bürgermeister ein kurzes Schreiben, worin er sich nicht allein für die Schuld verbürgte, sondern sie auch des folgenden Tages zu bezahlen versprach, wenn die gerichtliche Schließung des Kramladens auf der Stelle wieder aufgehoben würde. Bei dieser ansehnlichen Bürgschaft fand der Bürgermeister kein Bedenken, den Laden unverzüglich wieder öffnen zu lassen. Hedwig, von des Grafen Verwendung für sie unterrichtet, stürzte in Siegfrieds Haus und dankte dem Brautpaare mit einem Strome von Thränen.

Luiſe ward durch die Rechtlichkeit und Herzensgüte ihres Gemahls eine sehr glückliche Gattin. Dieses günstige Geschick verdankte sie der Freundlichkeit, die sie als Kind einer fremden, damals unglücklichen Familie erwiesen hatte. Dennoch könnte wohl ein strenger Sittenlehrer an ihrem und ihres Bruders Benehmen in jener Zeit den Umstand tadeln, daß sie die Fremden, als sie sich noch in der Stadt aufhielten, gleichsam vor ihrem Vater verbargen, und sie, ohne sein Wissen, vor dem nachgeschickten Kundschafter warnten. Kinder müssen vor ihren Aeltern kein Geheimniß haben. Sie sind noch zu unerfahren, um die oft nachtheiligen Folgen solcher Verheimlichungen voraus sehen zu können.